

MOSEKUNDS MITTWOCH

von Wolfgang Hübner

Herr Mosekund, der sich den Lauf der Dinge lange genug angesehen hatte, beschloss, dass es so nicht weitergehen konnte. Um die Bürger aufzurütteln, verfasste er einen flammenden Appell, den er zunächst, um die Wirkung besser beobachten zu können, nur in seinem Hausflur aushängte. Weil er wollte, dass sich die Nachbarn für die Sache selbst einsetzen und nicht nur ihm zuliebe dem Aufruf Folge leisteten, appellierte er an die Mitbürger unter einem Pseudonym. Nach reiflichem Überlegen schrieb er unter den Aufruf: Herr Mosekund. Am nächsten Tag verließ er zu Kontrollzwecken mehrfach seine Wohnung, wobei ihm auffiel, dass einige vor der Hauswandzeitung tuschelnde Nachbarn ihr Gespräch unterbrachen, als er sich näherte. Man spricht darüber, dachte Herr Mosekund voller Genugtuung und fügte in Gedanken hinzu: Wenn sie wüssten.

NACHRICHTEN

Das älteste Foto

Das älteste deutsche Foto ist nach neuen Forschungserkenntnissen eine Aufnahme der Münchner Frauenkirche aus dem März 1837. Franz von Kobell habe das Bild aufgenommen, teilte das Deutsche Museum am Dienstag in München mit. Die Bedeutung des später als Schriftsteller des »Brandner Kasper« bekannt gewordenen Kobell, Spross einer Malerfamilie, sei bisher völlig unterschätzt worden. Weltweit gilt das Jahr 1839 als das Geburtsjahr der Fotografie. Louis Jacques Mandé Daguerre machte seine Erfindung damals in Paris öffentlich. Allerdings gab es schon Jahre vorher erste Fotografien. Die Forscherin Cornelia Kemp entdeckte das nun als ältestes deutsches Foto bezeichnete Bild unter alten Fotos im Bestand des Deutschen Museums. Das Foto der Frauenkirche wurde den Angaben zufolge auf Salzpapiernegativ angefertigt. Die Aufnahme ist vier mal vier Zentimeter groß und befindet sich mit 13 weiteren Fotografien aus dieser Zeit in einem Kühlarchiv. Von den Fotos gebe es keine Positive. Es set aber auf digitalem Weg gelungene, Positive zu erzeugen. Das erste Foto sei erstaunlich detailreich und lasse sogar die Zifferblätter der Uhren an den Türen der Frauenkirche erkennen. *dpa/nd*

Großes Lebenswerk

Der Ehrenpreis des Deutschen Dokumentarfilmpreises geht in diesem Jahr an Ulrike Ottinger für ihr Lebenswerk. Die 81-jährige, in Konstanz geborene Filmemacherin, Künstlerin und Fotografin hat seit Anfang der 1970er Jahre 27 Kurz-, Spiel- und Dokumentarfilme gedreht. Der Ehrenpreis wird im Rahmen des SWR Dokufestivals am 21. Juni 2024 in Stuttgart verliehen. Das Festival ehrt Ulrike Ottinger auch mit einer Retrospektive. Ihr erster Film »Laokoon und Söhne« zusammen mit der Musikerin Tabeta Blumenschein entstand von 1971 bis 73, ihr erster Dokumentarfilm »China. Die Künste – Der Alltag« Anfang der 80er. Auf ihn folgten viele weitere Reisen durch Asien, aus denen kunstvolle, bewegende und tiefinsigende filmische Arbeiten resultierten wie der Spielfilm »Johanna d'Arc of Mongolia«, oder die Dokumentarfilme »Taiga«, »Exil Shanghai« oder »Unter Schnee«. Es sei »eine große Freude, unsere facettenreiche Welt durch ihre Filme und damit durch ihre Augen sehen zu können«, sagte SWR-Intendant Kai Gniffke. *dpa/nd*



In Berlin geht alles drüber und drunter – und das ist auch gut so.

Organisierte Unzuständigkeit

Die »Berlin-Beschimpfung« von Björn Kuhligk ist ein brauchbares Therapieangebot

FRANK SCHIRRMESTER

Es gibt wirklich genügend Gründe, Berlin zu beschimpfen und ebenso garstig zu der Stadt zu sein, wie sie umgekehrt zu ihren Bewohnern ist. Oder fällt jemandem noch eine andere Metropole ein, deren Verwaltung die von ihr zu Verwaltenden regelrecht zu verachten scheint, ihnen zumindest Steine in den Weg legt, wo sie nur kann? Die ihren Alteingesessenen Sätze vor die Füße wirft wie jenen, es gäbe kein Recht auf das Wohnen in der Innenstadt? Nun gut, den letzten Satz haben bestimmt vor längerer Zeit so oder ähnlich auch schon die Ureinwohner von Paris, London, Madrid und anderswo gehört. Bezüglich der Mietenexplosion ist Berlin ja tatsächlich ein Nachzügler im Verbund der europäischen Großstädte; länger als andere galt die Stadt als Paradies für Mieter, inzwischen ist Wien die letzte Bastion gegen das übergreifende Finanzkapital. Berlin hingegen hat in den letzten zwanzig Jahren falsch gemacht, was nur falsch zu machen war, zumindest aus Mietersicht. Ein Gefühl der Fremdheit macht sich breit, wenn der hier Geborene registrieren muss, dass er in seiner Stadt höchstens noch geduldet ist und die eigene Existenz am seidenen Faden des alten Mietvertrags hängt.

Es ist wirklich nicht mehr einfach heutzutage, Berlin zu lieben. Einer, dem das ähnlich geht, ist der Berliner Autor Björn Kuhligk. Sein Hadern mit der Kaputtheit dieser Stadt hat er in einem Essay verarbeitet, dem er den wunderbar schlichten und direkten Titel »Berlin-Beschimpfung« gab. Dabei scheint es geboten, darauf hinzuweisen, dass Kuhligk in Berlin geboren ist. Wie, dürfen etwa nur original Eingeborene ihre Stadt beschimpfen? Das sicher nicht, aber es erhöht doch gewaltig die Glaubwürdigkeit, wenn man lebenslanges Leiden an seiner Heimatstadt nachweisen kann, im Gegensatz zu all denen, für die Berlin lediglich ein temporärer Durchlaufröhler für die Karriere ist, bevor sie nach einigen Jahren wieder in die Provinz zurückkehren, wo sie anstrengungslos und ohne lange Wartezeit ihren Wohnsitz an- oder ummelden können.

In Berlin ist das nicht ganz so unkompliziert, wie jeder Bürger und jede Bürgerin, ausnahmsweise ohne Unterschied des Standes und Einkommens, erfahren muss. Kuhligk: »Sie können sich natürlich auf dem

... Onlineportal der Stadt Berlin die Zeit vertreiben und immer wieder denken, ist ja irre, dass alle, wirklich alle Termine für diese und die nächste Jahreszeit bereits vergeben sind. Sie können versuchen, mit dem Telefon einen Kontakt herzustellen. Sollte einer dieser Wege zu einem Ergebnis führen, haben Sie nun in fünf Monaten einen Termin in Lichtenberg, wenn Sie in Schöneberg wohnen, oder in Britz, wenn Sie in Pankow wohnen.« Daraus schließt der Autor, das alles gehöre womöglich zu einer Art Stadtmarketing, das darauf abziele, die Bezirke, die man noch nicht kenne, kennenzulernen.

In dieser Tonlage unternimmt Kuhligk einen satirischen Rundumschlag und lässt kaum einen der wunden Punkte aus, die den Bewohnern der Stadt der »organisierten Unzuständigkeit« auf den Nägeln brennen. Die Übertreibung ist hierbei Konzept, und überhaupt: »Über diese Stadt kann man alles sagen und es stimmt alles. Berlin ist Projektionsfläche, Abfalleimer, Laissez-faire und Partyhimmel. Berlin ist Verheißung, Schockmoment, Normalität, Gewohnheit, Überraschung.«

Björn Kuhligk

In solche analytischen Tiefen dringt Kuhligk nicht vor, muss er auch nicht, das ist nicht Anliegen des Textes. Seine Sache ist vielmehr die pointierte Beschreibung dessen, was ist, und das macht er sehr genau. Der Stadttumbau der letzten dreißig Jahre ist für ihn ein weiteres trauriges Kapitel auf Berlins Weg zur Metropolenerweiterung. Statt lebendiger Stadtquartiere seien allzu oft zugige Einöden entstanden: »Fickzellen mit Fernwärme: womit der Dramatiker Heiner Müller die Plattenbauten der DDR ... meinte, scheint bei dem Anblick der nördlich des Hauptbahnhofs entstandenen »Europa-City« nicht an Gültigkeit verloren zu haben«, polemisiert Kuhligk, und weiter: »Ein Gebäude so ähnlich und so hässlich wie das andere. Es bedarf einer gewissen Leistung, so viele Wohnungen zu bauen und die komplette Gegen leer aussehen zu lassen, und ganz sicher sieht es in den Köpfen der Menschen, die sich das ausgedacht haben, ähnlich aus.« Wer wollte da widersprechen, gleich denkt der Leser auch an den Mercedes-Platz (oder heißt der inzwischen wie die benachbarte Mehrzweckhalle auch »Über-Platz-?) im neuen Mediaspree-Quartier, wo der Wind kalt um die Ecken pfeift und der trotz nageleuer Gebäude eine (Wohlstands-)Verwahrlosung ausstrahlt, die den Passan-

ten schaudern lässt. Nicht nur dort glänzt Berlin speckig und schämt sich seiner eigenen Schabigkeit längst nicht mehr. Im Gegenteil versucht die Stadt, ihre Verlorenheit und Ungestalt als Vorzüge der Metropole zu verkaufen. Die Visionen scheinen jedoch aufgebraucht, eine wechselnde Schar hilfloser und/oder unfähiger Politiker behauptet eine Gestaltungsmacht, die jedoch längst bei anonymen Investoren liegt, die sich einen Deut um die Lebensqualität in der Stadt scheren, solange die Rendite stimmt. Übrig bleiben noch mehr der verwaisten (Dauer-)Baustellen auf Berlins Straßen.

Auch wenn der Autor dieser Zeilen – selbst Eingeborener – jetzt ein bisschen in Rage geraten ist und dieser Text einen gewissen pessimistischen Überbau erhalten hat, handelt es sich bei Kuhligks Berlin-Beschimpfung um eine vergänglich zu lesende Schmähschrift, die beim Lesen zu beständigem Kopfnicken einlädt – ja genau, so isse. Am Ende ist das Buch – wie könnte es anders sein – natürlich im Grunde eine Liebeserklärung an Berlin, auch wenn diese Liebe im Alltag dann doch nie erwidert wird. Aber wo sollte der wahre Berliner es sonst aushalten als in Berlin? Das sieht letztlich auch Kuhligk so: »Klar, Hamburg ist vernobelt, in München sprechen sie Dialekt, in Köln verkleiden sich Menschen, Frankfurt ist hässlich, in Leipzig sprechen sie Dialekt, in Dresden wurde erst die Eierschecke und dann Pegida erfunden. Und in Berlin ist das alles irgendwie in Potenz vorhanden.«

Das Buch wäre indes nur halb so gelungen ohne die großartigen Grafiken von Jakob Hinrichs, die den Text begleiten. Mit geradezu dadaistischen Wort-Text-Collagen orientiert sich der Berliner Künstler an Vorbildern wie George Grosz und/oder der Neuen Sachlichkeit. Seine elaborierten und humorvollen Grafiken und die exzellente Gestaltung machen das Buch zu einem visuellen Augenschmaus, weshalb es auch gleich nach Erscheinen auf der Longlist für »Die schönsten deutschen Bücher« der Stiftung Buchkunst gelandet ist. Wenn Sie demnächst also wieder einmal unter der Ignoranz des Berliner Behördenrings leiden oder an der Suche nach einer bezahlbaren Wohnung verzweifeln, ist das handliche Büchlein ein brauchbares Therapieangebot.

Björn Kuhligk: Berlin-Beschimpfung. Illustrationen Jakob Hinrichs. Favoritenpresse, 64 S., geb., 16 €.